

ALF STIEGLER DER VERGIFTETE RAUM

6 AUSNAHME
ZUSTAND

Der vergiftete Raum ist ein 7-teiliger Psychothriller

Grausame Erscheinungen, blutige Nächte: In einem Heim für schwer erziehbare Jugendliche passieren fürchterliche Dinge. Die junge Sozialpädagogin Juliana Braun erfährt durch einen anonymen Brief davon und bewirbt sich auf eine offene Stelle. Sie hofft, den Jugendlichen helfen zu können, die immer tiefer in Halluzinationen und sinnlose Gewalt geraten. Doch das Böse scheint stärker als alle ihre Bemühungen, als wären die Erinnerungen an die grausige Vergangenheit des Heims in die Wände eingesickert. Und Juliana muss sich ihren eigenen dunklen Erinnerungen stellen, um sich und ihre Schützlinge zu retten ...

Alf Stiegler

Der vergiftete Raum

Ausnahmezustand

Psychothriller
eBook-Serial Band 6 von 7

Weltbild

Der Autor

Alf Stiegler wurde 1976 in Nürnberg geboren und hat schon wenige Jahre später entdeckt, dass er lieber Geschichten über Außerirdische und verrückte Wissenschaftler erfindet, als sich den tatsächlichen Themen von Klassenaufsätzen zu widmen – vorlesen musste er seine Geschichten aber trotzdem immer.

Mit dem Schreiben hat er seitdem nicht mehr aufgehört, und mit 14 Jahren hat er sein erstes Honorar bekommen, für die »Lesergeschichte der Woche«, abgedruckt in der Hefromanreihe seines damaligen Helden »John Sinclair«.

2005 endlich wurde sein Roman »WetGrave« durch den Verlag Hary Productions veröffentlicht. Diesen Roman hat er auch als Hörbuch adaptiert und als uneigennütziges Projekt zum kostenlosen Download ins Internet gestellt.

Der ausgeprägte Hang zum Phantastischen ist ihm bis heute geblieben, und er erforscht mit Begeisterung alle Ecken und Winkel dieses Genres. So ist es denn auch keine Seltenheit, dass man ihn morgens mit einem Buch von Enid Blyton in der Hand vorfindet und abends mit einem Band von Clive Barkers »Büchern des Blutes«. Aus diesem Grund sollte sich kein Leser in Sicherheit wiegen, wenn eine Geschichte mit idyllischen Schauplätzen lockt.

Seine Brötchen verdient sich der Autor als Sozialpädagoge. Nach langjähriger Erfahrung in Einrichtungen für Menschen mit körperlicher und geistiger Behinderung hat er sich entsprechend weitergebildet und arbeitet heute als Familientherapeut.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Projektleitung & Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay.

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-750-1

Du musst aufstehen!

Aber Juliana konnte nicht. Seit die Polizistin wieder verschwunden war, hatte sich einfach wieder auf den Balkon gelegt und lag nun dort auf der Couch; das Leder klebte an ihrem verschwitzten Rücken. Ihr Handy lag auch dort. Piepte immer wieder, wenn das Funkloch eine neue Nachricht von Markus oder dieser Polizistin ausspie. Ich bin nicht diejenige, vor der Sie sich fürchten sollten!, hatte sie zu Juliana gesagt. Auch Markus wollte endlich wissen, was eigentlich los war. Wahrscheinlich versuchte sogar Stumpe anzurufen, weil sie noch immer nicht aufgetaucht war, um heute Abend diese Großaktion durchzuführen. Diesen groß angelegten Exorzismus. Diese groß angelegte Geisteraustreibung. »Dabei gab es nie irgendwelche Geister«, flüsterte Lethe. »Das alles war Nikke Naumann. Er hat dich in das Waldheim gelockt und dich benutzt, damit er wieder an die Kinder herankommt, um sein krankes Spiel mit ihnen zu spielen ...« Juliana dachte an den Polizeibericht. An Michéls ausgerissene Fingernägel, an Dimis eitrige Wunden, an Rosangela und Romaine, die sich gegenseitig verprügelt hatten, an die Schnittwunden, die die beiden Inuit verunstalteten, an Nancys Alkoholvergiftung, an die Parasiten im Bett von Tuomas. »Alles das Werk von Nikke Naumann ... und du hast ihm das ermöglicht ...« Diese Großaktion heute Abend war eine Farce. Ein Schauspiel für die Kinder und die Eltern. Stumpes Worte erklangen in Julianas Kopf.

Wenn das Volk seine Show von dem Scharlatan haben will, soll Ihnen der Scharlatan diese Show liefern, finden Sie nicht?

Ein Scharlatan. Ja. So kam sich Juliana vor.

Wieder piepte das Telefon. Hoffentlich war der Akku bald leer.

Die Kleiderbügel lagen achtlos neben der Couch auf den Balkondielen. Juliana hatte diese Klamotten ins Waldheim mitnehmen wollen, um sich dort umzuziehen. Frisch gekleidet für die Großaktion, für diesen großangelegten Exorzismus, für die Show des Scharlatans. Auch das Konzept für die Großaktion heute Abend lag auf dem Boden; die Papiere verteilten sich über den Holzdielen und der Abendwind spielte damit. Manche waren in den Garten hinuntergefallen, wo sie nun im feuchten Gras lagen und allmählich aufweichten.

Juliana spürte, wie die Zeit verging. Sie wusste, dass es längst so weit wäre, ins Waldheim zu fahren, wenn sie die Großaktion durchführen wollte. Aufstehen ... Du musst aufstehen ...

Aber wofür? Naumann würde weggesperrt. Er konnte den Kindern heute Abend nichts mehr antun. Keine Gefahr mehr durch ihn. Die Einzige, die darunter zu leiden haben würde, wenn sie nicht auftauchte, war sie selbst.

Und wenn ich mich weigere?, hatte sie Stumpe gefragt.

Dann werde ich weder die Polizei davon überzeugen können, ihre Befragungen zurückzustellen, noch werde ich die Eltern davon überzeugen können, wie wichtig Ihre Arbeit für das Waldheim und die Kinder ist ... und ich werde sie auch nicht davon überzeugen können, die Anzeigen gegen Sie zurückzuziehen.

Es würde kein Empfehlungsschreiben von Stumpe geben. Der Skandal würde noch höhere

Wellen schlagen, als die Sache mit Queen Suicide. Ihre berufliche Karriere wäre damit endgültig am Ende.

Die gerechte Strafe für mein Versagen ...

Sie starrte in die untergehende Sonne, bis ihr die Augen wehtaten. Irgendwann begann Tinkerbelle die Stimme zu erheben. »Und die Kinder?«, flüsterte die Elfe irgendwo, »Willst du sie allein lassen mit dem, was sie letzte Nacht erlebt haben?« Juliana bedeckte ihre Augen mit der Hand. Sie war sogar zu schwach, um zu weinen. Das Nachbild der untergehenden Sonne auf ihrer Netzhaut begann zu verblassen.

Aber Tinkerbelle hatte recht.

Sie versuchte, die Decke von sich zu strampeln. Verhedderte sich in dem Stoff, sank irgendwann wieder kraftlos zurück. Nun begannen die Tränen doch zu fließen.

»Es hat keinen Sinn ...«, flüsterte Lethe.

Aber Juliana dachte an den Polizeibericht und versuchte sich vorzustellen, mit welcher Angst die Kinder in die heutige Nacht gehen mussten. Sie wussten nichts von Nikke Naumann, glaubten immer noch, dass Halluzinationen für die zweite Heimsuchung verantwortlich waren. Das weckte die Kräfte des Trotzes in Juliana. Mit einem beherzten Tritt strampelte sie die Decke endgültig von sich, sodass sie von der Couch auf die Holzdielen des Balkons glitt und ihr Konzept bedeckte.

Ohne sich darum zu kümmern, wie sie aussah, schnappte sie sich die Kleiderbügel, ging in das Hütteninnere, erschauerte, als Lethe sie zu durchdringen versuchte, hob den Schlüsselbund vom Boden auf und öffnete die Tür ins Freie. Ein kühler Wind schlug ihr entgegen und ließ sie frösteln. Sie ignorierte es, öffnete ihren Škoda, stieg ein und legte die Kleiderbügel auf den Beifahrersitz.

Auf halbem Weg ins Waldheim spürte sie bereits, wie die Kraft sie wieder zu verlassen begann. Wie man wohl auf meine Anwesenheit reagieren wird?

Sie hatte Rettingen erreicht und bog auf die schmale Straße, die den Tannenbruch empor führte. Wald hüllte sie ein, die engen Serpentinaugen zogen an ihrem Wagen. Schließlich spuckte der Wald sie aus, und das Internat lag vor ihr.

Mit klopfendem Herzen fuhr sie auf den Parkplatz. Kaum noch ein Fahrzeug darauf. In nicht einmal einer Stunde geht es los ..., wurde ihr klar. Sie stieg aus, packte sich ihren Kleiderbügel, handelte, ehe sie denken konnte. Als ihre Schritte über den Parkplatz klapperten, wurde ihr klar, dass sie seit der Heimsuchung noch keinen ihrer Schützlinge gesehen hatte. Sie hatte sich einfach aus Stumpes Büro gestohlen und war abgehauen. Ich wollte mich doch nur schnell in meiner Hütte umziehen ..., rechtfertigte sie sich vor sich selbst, aber wie mochte das bei den Kindern angekommen sein?

Die Tür des Waldheims lag vor ihr. Sie stieß sie auf. Der Geruch von Essen stieg ihr in die Nase. Das Abendessen, begriff sie, die Stärkung vor der Großaktion. Noch war niemand im Speisesaal. Nur Gunda Hofrichter, die kalte Platten herrichtete und Juliana unfreundlich musterte.

Juliana blickte in Richtung der Tagesgruppen. Ob sie den Gruppen vor dem Abendessen einen Besuch abstatten sollte? Ob sie am Abendessen teilnehmen sollte? Sie stellte sich vor, wie die Kinder auf sie reagieren würden. Vielleicht hatte man sie ja gar nicht dabei beobachtet, wie sie sich heute früh von Stumpes Büro auf den Parkplatz geschlichen

hatte. Vielleicht hatte man gar nicht bemerkt, wie sie einfach davongefahren war. Aber ohne Zweifel hatte man bemerkt, dass bis jetzt jede Spur von ihr gefehlt hatte. Wie viel tiefer mochte dadurch der Graben geworden sein, der ohnehin schon zwischen ihr und den Besessenen klaffte? Wie groß würde die Enttäuschung auf den Gesichtern ihrer »Günstlinge« sein?

Dafür reicht meine Kraft nicht aus, gestand sich Juliana ein. Nachdem sie ihr Gewissen ein letztes Mal niedergerungen hatte, ging sie hoch in ihr Arbeitszimmer, um ihre Kräfte für die Großaktion zu sammeln.

Sieg Heil!

Patrick Ritter strich mit der Hand über den handgeschriebenen Spruch an der Wand. Kreide. Er zerrieb sie zwischen den Fingern.

Georgette stand bei ihm und starrte auf die Wände des Treppenhauses, das bis zum Zimmer des Skinheads herabführte. Jeder Zentimeter war beschmiert mit Rassenreinheitssprüchen, SS-Runen, irgendeiner Nazi-Scheiße in einer Handschrift, die klar machte, dass Bartholomäus Bock den Verstand verloren hatte. Kein Wunder, dass sich keine Putzfrau mehr hierher wagte.

Dazu dieser Geruch ...

Wenigstens das gotterbärmliche Geschrei hatte aufgehört. Keine Ahnung, was so schreien konnte. Und warum.

Georgette von Steingreif legte sich die Fingerspitzen an die Lippen: eine Geste der Betroffenheit und des Zögerns. Als sie jedoch bemerkte, dass Patrick sie dabei beobachtete, zog sie sich schnell wieder die Maske der arroganten Schlampe über. Patrick konnte ihn trotzdem schmecken. Diesen köstlich süßen Geschmack ihrer Angst. Aber jetzt war es fast schon zu viel, es könnte Georgette verscheuchen; ihre Schritte stockten bereits, und es war nur noch eine Frage der Zeit, bis sie sich eine Ausrede zurechtgelegt haben würde, um umzukehren.

Dagegen musste Patrick etwas unternehmen.

»Glaubst du, es ist eine gute Idee, zu ihm zu gehen?«, fragte er also und sah Georgette aus ängstlich großen Augen an. Zufrieden registrierte er, wie sie sich straffte. Jetzt konnte sie nicht mehr umkehren. Schließlich war es dann ja nicht mehr ihre Idee.

»Du kleiner Feigling!«, zischte sie. »Bleib doch hier, wenn du nicht genug Eier in der Hose hast!«

Er antwortete nicht, sondern sah sie aus diesen großen verstörten Augen an. Der gleiche Ausdruck, den er den Polizisten gezeigt hatte, als sie gerade die Leiche seiner Mutter weggeschafft hatten. Dieser Blick, der sein Gegenüber unbehaglich von einem Bein aufs andere treten ließ, bis er sich schließlich umdrehte und ging, manchmal mit einer hohlen Floskel des Trostes auf den Lippen, niemals jedoch mit einer einzigen Frage oder gar mit einer Andeutung von Verdacht.

So drückte sich auch Georgette wortlos an ihm vorbei, entschlossen zunächst, aber bald schon setzte sie vorsichtig einen Fuß vor den anderen, als wollte sie verhindern, dass die Stufen knarrten und dem Skinhead ihre Ankunft verrieten.

Der Geruch wurde stärker.

Jeder konnte das riechen, wenn man am Treppenhaus vorbeiging, das in das Nebengebäude führte, in dem der Skinhead hauste – der Gestank drang bis in die Korridore des Wohnheimes hinein und veranlasste die Putzfrauen dazu, den ganzen Tag zu lüften. »Verdorbenes Essen ist dafür verantwortlich«, versuchten sich alle einzureden. Marco Krakoviak war der Einzige, der noch in dieses Treppenhaus hinabzusteigen wagte. Er sah nach Bartys Wunde, weil sich kein Arzt mehr in seine Nähe traute, er brachte dem Skinhead das Essen, weil niemand sonst dazu bereit war, und er war der Einzige, der

wusste, was da unten los war – aber aus irgendeinem Grund schwieg er dazu wie ein Grab.

Verdorbenes Essen war jedenfalls nicht der Grund für den Gestank. Was oben nur eine Ahnung gewesen war, hatte sich ein paar Stufen später längst in Gewissheit verwandelt. Auch Georgette schien das klar zu werden. Sie blieb stehen, betrachtete die Schmierereien an den Holzwänden, wollte sie berühren, wie Patrick sie berührt hatte, zuckte aber kurz vorher zurück. Das hier war keine Kreide mehr. Ein metallischer, verdorbener Geruch stieg von den Schriftzeichen auf. Georgette sah zu Boden. Dunkle Flecken bespritzten die Treppenstufen.

Blut.

Das Entsetzen durchzuckte sie, und ihre harte Schale knackte, aber ihr Stolz verbot es ihr, umzukehren. Patrick lächelte innerlich. Sie war ein perfektes Werkzeug, ein Pinsel, der blutrote Farbe mit kraftvollen und überheblichen Schwüngen auf die Leinwand bringen würde, auf das Kunstwerk, an dem er hier arbeitete. Er fragte sich, ob sie zerbrechen würde, wenn sie am Ende das gesamte Kunstwerk vor sich sah – und wenn ihr klar wurde, dass sie es erst möglich gemacht hatte.

Sie sah ihn an. Er gab ihr wieder die großen verstörten Augen. Ein Schauer durchlief sie, aber sie ging weiter. Spielte den Auftakt zum letzten Akt dieser Darbietung.

Die ganze mühevollen Vorarbeit würde sich endlich auszahlen: Die Besessenen. Seine Schöpfung.

Wie Michél gewimmert hatte, als Patrick ihm die Fingernägel ausgerissen hatte, zu schwach, um sich zu wehren, zu benebelt, um Patrick als Patrick zu erkennen, aber wach genug, um zu spüren, wie die Haut unter seinen Fingernägeln riss. Oder Rosangela und Romaine. Es hatte Patrick viel Geduld gekostet, die harte Schale der beiden Mächtegang-Gangsta-Bitches aufzuknacken, um an die kostbare Angst dahinter zu gelangen: diesen Aufnahmeeritus in eine Mädchengang, der sie heute noch manchmal schweißgebadet aufwachen ließ. Zeigt uns, wie viel ihr aushaltet, sonst zeigen wir es euch. Mit dem Messer. Als Patrick das herausgefunden hatte, hatte er nur noch im Türspalt aufzutauchen brauchen, mit dem Messer in der Hand, und die beiden verprügelten sich gegenseitig so lange, bis sie sich vor Angst in die Hosen machten und unter Schluchzen zusammenbrachen.

Bei Tuomas hatte er keine Geduld gebraucht. Der posaunte seine rührselige Geschichte durch die Gänge wie ein alter Fernseher – eine Seifenoper in Dauerschleife. Dass er von seinem Clan zum Betteln geschickt worden war. Dass ihn Michél in der Bayreuther Fußgängerzone angepöbelt hatte, er solle gefälligst arbeiten gehen, dass die beiden sich daraufhin geprügelt hatten und anschließend zu dicken Kumpels wurden. Dass Michél ihm verraten hatte, wohin er sich wenden musste und was er sagen musste, damit ihn das Jugendamt hierher ins Waldheim verfrachtete. Dass Tuomas daraufhin von seinem Clan verstoßen worden war und dass ihn die letzten Worte seines Vaters heute noch verfolgten: »Hoffentlich fressen dich die Würmer dafür bei lebendigem Leib, du Verräter!« So weit, so leicht. Viel schwieriger war es gewesen, diese verdammten Hakenwürmer zu bekommen und dafür zu sorgen, dass Tuomas von ihnen befallen wurde, ohne dass sie sich in Patrick hineinfraßen oder jemand anderen ansteckten!

Nur Vanessa war ein Fehlschlag. Patrick war zu gierig geworden, hatte Grenzen überschritten, und Juliana hatte sie ihm vor der Nase weggeschnappt. Wenigstens hatte Patrick das nutzen können, um die beiden Eskimos klein zu kriegen. Sie hatten ihm am Anfang geholfen, Vanessa das Blut abzuzapfen, als Opfer für ihren Inuit-Götzen, zu dessen leibhaftiger Gestaltwerdung Patrick selbstverständlich ebenfalls beigetragen hatte. Aber seit Vanessa nicht mehr da war, gab es nichts mehr, was sie opfern konnten ... und der Dämon rächte sich schrecklich: Eine Dosis von Patricks Pillen, ein im Feuer erhitztes Messer ... und die beiden würden ihr Leben darauf verwetten, dass das die Krallenspuren einer Märchengestalt waren, die ihren Körper überzogen. Melek schließlich ... sie hatte dafür gesorgt, dass die Besessenen nun vollständig gefügig geworden waren. Wie hatte Patrick sie am Anfang gefürchtet: ihre vernünftigen Einwände, ihr gelegentlicher Kontakt zu Juliana und ihren Günstlingen. Sie hatte ja sogar herausgefunden, dass Patrick den Schlüssel für den Silbersaal an die Besessenen hätte weitergeben sollen! Und dann ihr theatralisches Vorhaben, ihren Geist mit einem verspeisten Obstsalat zu besiegen. Tja. Was für ein Glück, dass er das rechtzeitig mitbekommen hatte. Ein paar Glasscherben im Obstsalat, und Melek war ausgeschaltet, während die Besessenen den letzten Rest Vernunft von sich stießen ... Patrick hatte sie alle dahin bekommen, wo er sie haben wollte: Eine Meute verstörter Kinder, die bereit waren alles zu tun, um ihre »Geister« los zu werden. Die Günstlinge waren nun endgültig zur Zielscheibe geworden, und Juliana hatte mit ihrer »Großaktion« heute Abend die perfekte Bühne geschaffen, um das Stück in einem letzten blutigen Akt zu Ende zu führen.

Jetzt fehlte nur noch derjenige, der diesen blutigen Akt durchführte – und zu dem waren sie gerade auf den Weg.

Patrick sog den Geruch ein, der hier unten so dick und schwer war, dass man glauben konnte, feiner Blutstaub läge in der Luft. Er gestattete sich ein inneres Lächeln. Dieses, sein zweites Kunstwerk würde nicht damit enden, dass ein Mädchen erstickt in ihrem Bett lag. Dieses zweite Kunstwerk würde mit etwas Größerem enden. Es würde in einem Meer aus Blut enden, und nicht nur Juliana würde darin ertrinken. Patrick wischte sich den Schweiß der Erregung von den Händen. Georgette beobachtete ihn dabei. Sie würde es für Angst halten. Gut so.

Es wurde dunkler.

Offenbar hatte der Skinhead hier unten einige Lampen zerschlagen. Nur wenig Licht beleuchtete noch die Treppen, und das Blut an den Wänden wirkte schwarz und dick. Georgette tastete sich vorwärts, griff nach einem Handlauf, um sich abzustützen, zuckte zurück, als sie in einen getrockneten Blutfleck griff, und roch an ihrer Hand. Offenbar war das Blut noch gar nicht getrocknet. Fast panisch streckte sie die Hand von sich, suchte etwas, wo sie sie abwischen konnte, schmierte es sich an der Hose ab und würgte, als sie die dunklen Abdrücke auf ihren Klamotten betrachtete – dann bemerkte sie ihre Entgleisung, riss sich zusammen, funkelte Patrick an und suchte nach Spott in seinen Augen.

Patrick jedoch hielt seinen verstörten Gesichtsausdruck aufrecht, Georgettes Ärger verflüchtigte sich und machte dem Entsetzen Platz, das sie immer mehr auszufüllen

begann. Ihre Schritte wurden langsamer. Stufe um Stufe stieg sie hinab, immer mit beiden Füßen auf eine Stufe, die Arme an den Körper gezogen, um der Gefahr zu entgehen, sich abermals mit Blut zu beschmieren.

Patrick folgte ihr wie ein Schatten. Er hätte das alles ja gerne noch etwas auskostet, hätte die Daumenschrauben gern etwas langsamer angezogen, aber das ging nicht. Die Zeit lief ihm davon.

Simon Stern hatte nach der zweiten Heimsuchung ganz offen Kontakt mit der Polizei gesucht. Zwar hatte man ihn abgewimmelt, aber Patrick hatte diese neue Polizistin beobachtet, wie sie ihn in auf einen scheinbar beiläufigen Spaziergang mitgenommen hatte. Mit etwas Pech hörte sie ihm zu. Mit etwas mehr Pech glaubte sie ihm. Und mit noch etwas mehr Pech war sie gerade auf dem Weg hierher, um etwas zu unternehmen. Abermals verfluchte er sich dafür, dass er Cornelia Reichert auf die gleiche Weise getötet hatte wie seine Mutter. Das hatte man davon, wenn man der Rache die Zügel in die Hand gab. Rache war mächtig, Rache war entschlossen, aber Rache war auch pathetisch, hatte einen Hang zum Symbolischen – und war dumm wie ein geschleuderter Stein.

Nein, auch wenn ihn die Arbeit an der zweiten Heimsuchung zutiefst befriedigt hatte: Jetzt musste er wirklich in die Rolle des Regisseurs rutschen. Und ein guter Regisseur war unsichtbar. Das blutige Werk seiner Hauptfigur musste für sich stehen, kein einziger Spritzer durfte auf Patricks Händen landen, und es musste ein derartig blutiger Paukenschlag sein, dass niemand mehr Fragen stellte nach einer ersten oder zweiten Heimsuchung, nach erstickten Mädchen, ausgerissenen Fingernägeln oder abgezapftem Blut.

Das Waldheim musste mit virtuosem Donner zu Grunde gehen – auf dass niemand mehr Fragen stellen würde nach dem armen kleinen Patrick, der seine Eltern verloren hatte ... Wahrscheinlich würde man ihn dann in ein anderes Heim stecken.

Eine neue Bühne. Ein neues Kunstwerk ...

Sie hatten das Ende der Treppe erreicht.

Georgette stand vor der Tür.

Schwaches Licht drang unter dem Türspalt hindurch, ein Schatten war zu sehen – er bewegte sich. Georgette zögerte. Sie wusste nicht, ob sie klopfen oder einfach eintreten sollte. Der Gestank nach altem Blut war erstickend.

Schließlich klopfte Georgette doch.

»Barty ...« Ihre Stimme war ein leises Gurgeln, das von einem Würgen abgehackt wurde. Sie schluckte hart, sammelte sich, klopfte noch einmal und sprach dann lauter. »Barty, ich ... wir kommen rein, ja?« Sie sah zu Patrick, entdeckte nur ängstlich aufgerissene Augen, dann öffnete sie die Tür, die leise aufglitt.

Der Geruch, der einem aus dem Zimmer entgegenschlug, war wie ein Fausthieb in den Magen. Selbst Patrick fuhr herum und vergrub sein Gesicht im Ellbogen, da er sich sonst übergeben hätte. Als er sich wieder gefasst hatte, sah er Barty an.

Der Skinhead hockte auf seinem Bett. Das schwache Licht, das hereindrang, kam von ein paar Schlitzern im zugezogenen Rollladen. Das Licht aus dem Treppenhaus blendete Barty offenbar, er kniff die Augen zusammen und hob den Arm vors Gesicht, bis er sich an die Helligkeit gewöhnt hatte, die Georgette und Patrick in sein Zimmer gebracht hatten.

Barty war umgeben von Knäueln. Auf den ersten Blick war nicht zu erkennen, was es war, unordentliche Wäsche vielleicht – aber unordentliche Wäsche hätte niemals einen solchen Gestank verbreitet.

Der Skinhead hatte ein solches Knäuel auf dem Schoß. Er hob den Blick kurz zu Georgette, schlug seine Augen dann schnell wieder nieder. »Ich ...«, stotterte er, »ich darf nicht mit dir reden ...«

Georgette presste sich noch immer beide Hände gegen den Mund; ihre Antwort wurde von beständigem Würgen unterbrochen. »Warum ... Barty ... ich ...«

»Weil du mich schwach machst!«, brüllte Barty, und mit einer ausladenden Bewegung fegte er etwas von dem Beistelltischchen, das er neben seinem Stuhl aufgestellt hatte. Es schepperte zu Boden. Werkzeug vielleicht.

»Er hat mich schon einmal bestraft.« Barty brauchte gar nicht auszusprechen, was er meinte. Er bewegte sich so, dass das Hakenkreuz aus Mullbinden in einen Lichtspalt aus dem Rollladen geriet. Es leuchtete weiß und bedrohlich. Patrick ließ seinen Atem ausströmen. Was für ein verfaulter Gestank hier drin. Passend zum Verwesungszustand von Bartys Verstand.

Georgette fand keine Worte.

Der Skinhead kramte sich durch das übrige Zeug auf seinem Beistelltisch, fand etwas, eine Zange offenbar, nahm sie an sich und beugte sich damit über das Knäuel auf seinen Beinen. Er zögerte. Es schien, als wollte er weinen. Ganz der kleine Junge, der er manchmal sein konnte. »Deswegen muss ich ...«, er schniefte, »... deswegen muss ich das hier tun ...« Er hantierte mit dem Werkzeug an dem Knäuel herum, es sah aus, als würde er etwas daraus entfernen, immer wieder setzte er die Zange an, zog und betrachtete mit toten Augen den scheußlichen Ruck, der durch das Knäuel ging. Allmählich gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit.

Georgette erkannte als Erste, um was es sich bei dem Knäuel wirklich handelte. »Katzen ...«, stammelte sie. »Barty ... sind das Kadaver von Katzen, die du da ...« Weiter kam sie nicht; sie würgte, und Erbrochenes spritzte zwischen ihren Fingern hervor.

Jetzt wussten sie auch, woher die Schreie hergekommen waren.

Patrick trat einen Schritt vor. Georgette beobachtete ihn entsetzt über ihre Hände hinweg. Barty sah auf, der kleine Junge in ihm sah auf. »Tote Katzen«, raunte Patrick, und es fiel ihm nicht schwer, verängstigt und schüchtern zu klingen. »Wir brauchen heute jemanden, der sich um etwas anderes kümmert, als um Katzen.«

Barty sah zu ihm auf, schien Patrick erst jetzt zu erkennen. Angst flackerte in seinen Blick. »Tu das nicht«, flehte er. »Tu das bitte nicht ...«

»Wir müssen etwas Schreckliches tun«, raunte Patrick, und in seiner Stimme vibrierten die Krokodilstränen eines Skrupels, der nicht da war. »Wir müssen etwas Blutiges tun ...« Barty verstummte. Seine Fäuste ballten sich, öffneten sich, ballten sich – seine Körperhaltung änderte sich, er richtete sich auf, schien größer zu werden, breiter, massiver ...

Georgette glotzte Patrick an. Vielleicht begann sie allmählich zu ahnen, dass Patrick nicht der schüchterne kleine Feigling war, für den sie ihn hielt. Sie hatte die Hände sinken lassen, betrachtete das Geschehen fassungslos, während Erbrochenes von ihren Fingern

tropfte.

Barty erhob sich; trotz des fahlen Lichts konnte Patrick es in seinen Augen sehen, diese roten Splitter aus Wahnsinn. Der Skinhead nahm sich einen Schraubenzieher vom Beistelltisch – Georgette quiekte abermals vor Angst.

Der Skinhead ging zu Patrick, kam ihm so nahe, dass ihm dessen Gestank nach Dreck und Blut und Schweiß die Tränen in die Augen trieb.

Der Schleifer. Der Schraubenzieher in seiner Hand zitterte vor ungestilltem Blutdurst. Er leckte sich über die Lippen. Sah ihm in die Augen. Fand etwas. Rührte Patrick nicht an. Seine Neugier war geweckt.

»Eine Säuberung«, piepste Patrick. »Heute Abend. Aber wir müssen es geschickt anstellen ... und ... und wir wissen auch schon wie, nicht wahr?«

Patrick tat so, als ob er sich hilfesuchend an Georgette wandte. Er genoss ihren Anblick. Die einst so stolze Prinzessin von Steingreif, schlotternd vor Angst und mit Kotze beschmiert.

»Wir wissen sogar, wie wir dafür sorgen können, dass niemand fliehen kann, und ...«

Patrick machte eine Pause, tat so, als müsste er seinen letzten Rest Mut zusammennehmen, und sah dann auf. »Hilfst du uns?«

Statt zu antworten, betrachtete der Skinhead die Kadaverknäuel um sich herum. Dann betrachtete er die Zange in seiner Hand. Schließlich blieben seine Augen auf Patrick liegen. Es war das erste Mal, dass Patrick den Schleifer lächeln sah.

Silke hockte am Tisch und lauschte den Geräuschen vom Abendessen. Gunda Hofrichter war natürlich nicht mehr hier um diese Zeit, aber sie hatte kalte Platten vorbereitet: Brot, Brötchen, Wurst, Käse, Gemüse, ein wenig Obst. Jeder aß schweigend. Es war ungewohnt, zu essen, während die Rollläden der Speisenausgabe heruntergezogen waren. Fast erwartete Silke, Gunda Hofrichter könnte jeden Augenblick um die Ecke geschossen kommen, um zu poltern, wer zum Teufel hier zu so später Stunde noch essen wollte.

Chandra, René und Brigitte hatten sich Abseits gesetzt, in die alte verstaubte Nische, in der Georgette sonst gegessen hatte. Es war das einzige bisschen Widerstand gegen Juliana, das sie wagten, ohne Sanktionen der Heimleitung zu befürchten. »Ein bisschen Protest müssen wir zeigen«, hatte Chandra beharrt. »Wenn wir zu geschmeidig sind, wird die Schreibtisch-Schlampe Verdacht schöpfen.«

Silke hörte zu und wartete auf Centurios Protest. Der blieb aus. Es wunderte sie nicht. Silke sah zum Tisch der Günstlinge. Juliana war noch immer nicht aufgetaucht. »Obwohl sie vor einer halben Stunde hier angekommen ist«, flüsterte Sweetheart. »Aber anstatt sich hierher zu bequemen, hat sie sich lieber in ihrem Arbeitszimmer verkrochen ...« René rückte ein wenig näher an sie heran, und plötzlich spürte sie ein Lächeln auf ihren Lippen. Es war Sweethearts Lächeln, und es fühlte sich auf beängstigende Weise gut an. Chandra widmete sich dem Salat, der vor ihr stand. »Sieht hier alles verdammt harmlos aus«, sagte sie, gefährlich freundlich, ohne von ihrem Teller aufzusehen. »Es sei denn ...« Sie schob ein welches Salatblatt beiseite. »Tuomas hat sich heute während Schmittings Mathe-Stunde in die Gruppe geschlichen, um Roddy den Tintenfisch zu klauen ...« Sie sah auf und lächelte gefährlich sanft. »Vielleicht glaubst du ja, dass das Skandal genug ist, um Stumpe und die Schreibtisch-Schlampe endgültig zu stürzen ...«

»Das wird schon noch«, antwortete René, aber Silke spürte, wie er starr wurde. Er biss in ein Schinkenbrötchen. »Die organisieren sich.« Er schmatzte, und halb zerkaute Brötchenkrümel flogen über den Tisch. »Gehen geplant vor. Glaub mir, Chandra, der Skandal, der sich hier anbahnt, wird Stumpe und die Schreibtisch-Schlampe ins Verderben reißen.«

»Ich hoffe es«, antwortete Chandra, noch immer so freundlich und so sanft; sie wischte sich Salatsauce vom Kinn. »Für dich.«

René erstarrte noch etwas mehr.

Brigitte legte geräuschvoll ihr Buttermesser auf den Teller. »Ich habe Barty gesehen«, sagte sie. »Er ist mit Georgette hinunter zur Schließanlage gegangen.« Brigitte stützte sich mit beiden Händen an dem antiken Sitzpolster unter sich ab. Eine Staubwolke stieg auf und verwehte in dem kleinen Nebenraum – einmal mehr fühlte Silke sich an das Wohnzimmer ihrer Oma erinnert. Fehlte nur noch das Ticken der Standuhr.

Wenn Chandra interessierte, was Brigitte gesagt hatte, ließ sie es sich nicht anmerken. Sie aß einfach weiter. Brigitte schnaufte geräuschvoll aus. »Sie hatte einen Schlüssel dafür, Chandra! Und es gibt einen guten Grund, warum eigentlich nur Stumpe einen Schlüssel für die Schließanlage hat!«

Chandra widmete sich einem Stück Karotte, spießte es auf ihre Gabel und zerbiss es krachend. »Georgette hat diesen Schlüssel von ihren Eltern«, fasste sie gelangweilt zusammen. »Sie nutzt ihre Privilegien aus und führt den Skinhead spazieren, um ein wenig Angst und Schrecken zu verbreiten. Wo ist da die Neuigkeit?« Sie stocherte bereits nach dem nächsten Karottenstück.

Brigitte beugte sich vor. »Georgette ist die Neuigkeit!«, zischte sie. »Ich hab sie noch nie so verängstigt gesehen! Sie konnte kaum die Tür aufschließen, so sehr haben ihre Hände gezittert ... sie hat dabei geweint, Chandra! Und als die Tür aufgesperrt war, hat der Skinhead sie einfach gepackt und hinter sich her gezerrt.« Als Chandra immer noch nicht aufsaß, packte Brigitte sie am Arm. »Georgette hat mich gesehen!«, sagte sie, und Chandra bequemte sich endlich, sie anzusehen. »Sie hätte mich an Barty verraten können! Hätte nur auf den Türspalt zu zeigen brauchen, hinter dem ich mich verkrochen hatte! Aber sie hat es nicht getan!« Die Gabel in Chandras Arm stand in der Luft, zurückgehalten von Brigittes festem Griff; Dressing tropfte vom aufgespießten Salatstück und plitschte auf den Tisch.

Chandra seufzte. »Und was willst du uns damit sagen?«

Brigitte starrte sie an. Blinzelte, als hätte sie sich verhöhrt. Dann ließ sie Chandras Arm los und wich mit dem Kopf vor ihr zurück.

Chandra betrachtete die Gabel, die nun wieder freigegeben war, und eigentlich hätte Silke erwartet, dass sie weiteressen würde. Stattdessen ließ Chandra ihre Gabel einfach auf den Tisch fallen. »Willst du ins Gefängnis, Brigitte?« Ihre Augen spuckten Feuer. »Denn genau da werden wir landen, wenn Stumpe seine Notbremse zieht und uns allen den Tod an Cornelia Reichert in die Schuhe schiebt!«

Brigitte sah sich um, vergewisserte sich wahrscheinlich, dass keine neugierigen Ohren in der Nähe waren. »Ich habe im Krankenhaus nachgefragt, wie es Melek geht«, flüsterte sie. »Ihre Zunge hängt in Fetzen! Es wird Wochen dauern, bis sie wieder sprechen kann, und auch dann wird sie wahrscheinlich einen Sprachfehler zurückbehalten. Siehst du nicht, zu was die fähig geworden sind? Die Angst macht sie gefährlich, Chandra!«

Chandra beugte sich über den Tisch. Auch sie sah sich wachsam um, ehe sie weitersprach. »Was hast du denn erwartet?«, fragte sie. »Kuschelstunde? Wir müssen von Stumpe vernichten! Und du kennst den Spruch mit dem Omelette und den zerschlagenen Eiern!«

Brigitte ließ sich ins Polster der alten Sitzgarnitur zurückfallen, sagte nichts mehr, ihr Blick ging in weite Ferne. Der aufgewirbelte Staub hüllte sie ein. Sank langsam zurück auf das Polster.

Nun war es Chandra, die Brigitte am Arm packte. »Willst du ins Gefängnis?«, wiederholte sie.

Brigittes Blick kehrte aus der Ferne zurück, schärfte sich, und legte sich auf Chandra. Sie beugte sich vor. Neuer Staub stieg von den Polstern. »Na gut, Chandra«, sagte sie dann. »Ich spiele mit. Aber noch so einen Vorfall wie den mit Melek werde ich nicht dulden! Hast du verstanden?«

Ruhe legte sich über den Tisch. Silke indes begann dieses Ziehen in der Magengegend nun doch wieder zu spüren. Melek würde vielleicht einen Sprachfehler zurückbehalten, der

Skinhead, der eine weinende Georgette einfach hinter sich her zog ... außerdem hatte Silke Georgette dabei beobachtet, wie sie mit ihrem Zentralschlüssel das Code-Büchlein für die Schließanlage aus Stumpes Büro geklaut hatte. Wenn Centurio noch eine Stimme hätte, hätte er ihr vielleicht gesagt, dass das beunruhigend nach geplantem Vorgehen klang – und ganz und gar nicht nach »ein wenig Angst und Schrecken verbreiten«. Die wollen hier alle einsperren ...

René rückte etwas näher an Silke heran; sie versuchte trotz allem einen klaren Kopf zu behalten. Dann jedoch legte er ihr einen Arm um die Schultern. In Silkes Bauch explodierte eine Wolke rosafarbener Schmetterlinge und überrollte jedes andere Gefühl, das dort noch um ihre Aufmerksamkeit buhlte – Centurios leises Magenziehen hatte keine Chance.

Vom Tisch der Chuckies her verbreitete allmählich Aufbruchsstimmung im Speisesaal. Simon Stern blickte ständig auf sein Handy und runzelte die Stirn. Vermutlich bemerkte er erst jetzt, dass das W-Lan schon wieder nicht funktionierte. Und offenbar schien er das für kein gutes Zeichen zu halten; mit stummen Anweisungen trieb er seine Chuckies zu weiterer Eile an.

Brigitte stand auf. »Ich muss noch die Aula für Julianas Aktion vorbereiten.« Sie trug ihr Geschirr zum Wagen und leerte die Reste in den Schweineeimer. Als sie fertig war, kehrte sie zum Tisch zurück und schnappte sich ihre Handtasche. Sie sah auf Silke herab. »Würdest du mir bitte dabei helfen?« Silke nickte. Brigitte kehrte dem Tisch den Rücken und verließ den Speisesaal.

Silke wischte sich mit einer Serviette den Mund ab und wollte aufstehen, aber Chandra packte sie am Arm. »Brigitte wird Hilfe holen! Oder Juliana warnen!«

Silke sah sie nur an. »Ich weiß.«

Irgendetwas an Silkes Art ließ Chandras Griff aufbrechen. Als Silke sich auf den Weg zu Brigitte machte, konnte sie Chandras verblüffte Blicke im Rücken spüren. Und Renés Bewunderung. Sweetheart ließ rosa Schmetterlinge fliegen und übertönte das schreckliche Gefühl, mit dem Centurio ihren Bauch zu füllen versuchte.

Auch Silke brachte ihr Geschirr zum Wagen, dann ging sie hinaus ins Foyer. Brigitte hatte den Telefonhörer noch in der Hand und erschrak, als sie Schritte hörte. Erst als sie Silke erkannte, entspannte sie sich etwas. »Hör mal Silke, das geht zu weit, das siehst du doch auch so, oder?«

Centurio bestätigte das mit schmerzhaftem Magenziehen, aber ein Blick hoch ins Treppenhaus, wo sich Juliana in ihrem Zimmer verschanzte, genügte, um Centurio zum Schweigen zu bringen. Silke lächelte gequält. Brigitte sah darin eine Bestätigung. »Kalb können wir nicht anrufen«, sagte sie, »und Stumpe können wir erst recht nicht anrufen! Deswegen habe ich diese Polizistin angerufen, die uns allen ihre Karte in die Hand gedrückt hat ... sie wird bald hier sein, und ...« Sie blickte gehetzt in den Speisesaal, »Chandra kommt!« Dann packte sie Silke am Arm. Ihr süßliches Parfüm war von Schweißgeruch durchsetzt. »Hör zu, ich muss in die Aula, sonst wird Chandra misstrauisch.« Sie kam Silke so nahe, dass sie ihr Make-Up riechen konnte. »Bitte sag der Polizistin, was hier los ist. Lieber gehe ich ins Gefängnis, als mir noch mehr Schuld aufzuladen.«

»Alles klar bei euch?« Chandra kam ins Foyer geschlendert, die Stimme gefährlich ruhig.
»Alles klar«, erwiderte Brigitte mit erstaunlich festem Lächeln. »Ich geh dann mal in die Aula.«

Chandra nickte. »Und wir bereiten den Gruppenraum vor.«

Silke spürte, dass Chandra sie beobachtete. Aber sie reagierte nicht. Konnte es nicht.
Chandra schnaubte abfällig. »Ich verlasse mich auf euch.« Es klang wie eine Drohung.
Und mit Sicherheit war es das auch.

Als die beiden Frauen endlich verschwunden waren, wich die Anspannung aus Silkes Körper und sie sank auf den Stuhl hinter dem Empfangstresen. In ihr begannen Sweetheart und Centurio damit, einen Kampf auf Leben und Tod auszutragen.